

Aufhaben, wenn andere zuhaben: Warum es in Berlin nie zu Späti ist

Verstehen Sie Berlin? Hier erklären wir Ihnen, was Sie sich schon immer gefragt haben. Diesmal: Woher kommt die Späti-Kultur?

Von [Nora Ederer](#)
29.10.2023, 13:04 Uhr

Eine der schönsten Dinge an Berlin ist, dass es nie zu spät ist. Öffnungszeiten sind in der Hauptstadt relativ, dem Späti sei Dank. Er ist eine Quelle des täglichen Wohlbefindens, lockt mit Sekt, Schokolade und Salzgebäck, mit Kippen und Klopapier, mit einem offenen Ohr. Seine Tür steht offen, auch sonntags und um zwei Uhr nachts.

Der Späti ist wie die Mutter oder die beste Freundin

Der Späti ist ein bisschen so wie die Mutter oder die beste Freundin: stets für einen da. „Wenn in den Großstadtclubs der letzte Piep erklingt / Und die Amsel schon das Lied vom Tagesanbruch singt / Wenn der Robert voll besoffen auf der Parkbank pennt / Bist du der einzige, bei dem das Licht noch brennt“, schnurrte Floh Söllner vom Liedermacher-Duo Rauschzeichen einst in seiner „Ode an den Späti“.

Der Späti macht einem kein schlechtes Gewissen. Im Gegenteil: Er befriedigt Gelüste. Er ist eine Anlaufstelle im tiefen Finsternen, gibt Halt an einem langen, leeren Tag. Auch an hellen Tagen ist der Späti da, stößt mit an und gibt vielleicht eine Runde aus.

Kurz: Der Späti gibt einem das Gefühl, im großen, grauen Berlin weniger allein zu sein. Das ist ein Wert für sich und vielleicht der wahre Grund, wieso er so beliebt ist, weit über die Stadtgrenzen hinaus. An den Preisen kann es jedenfalls nicht liegen. Die sind nämlich höher als im Supermarkt.

Der Späti, ein Kind der DDR

Ursprünglich kommt der Späti aus Ost-Berlin. Dort eröffnete die DDR-Regierung ab den 1950er Jahren sogenannte Spätverkaufsstellen. Damit wollte sie sicherstellen, dass sich Schichtarbeiter:innen beim Verlassen der Fabrik mit Brot und Zigaretten eindecken konnten.

„In der DDR, dem selbsternannten Arbeiter- und Bauernstaat, nahm man die Arbeiterversorgung sehr ernst. Wenn sie nicht klappte, hagelte es Beschwerden“, sagt Stefan Wolle, Historiker und wissenschaftlicher Leiter des DDR-Museums in Berlin.

Die ganze Nacht hatten die Spätverkaufsstellen zwar nicht geöffnet. Aber immerhin bis 22 oder 23 Uhr und damit drei bis vier Stunden länger als andere Lebensmittelläden in Ost-Berlin. Es gab auch Verkaufsstellen, die sonntags die Ladentür aufsperrten.

Unnützes Späti-Wissen

Der Kommunikationsdesigner **Christian Klier** widmete dem Späti sein Diplomprojekt. Daraus entstand das **Buch „Der Späti“**. Es erschienen im Berlin Story Verlag und versammelt Geschichten und Fakten rund um das Berliner Kulturgut – etwa folgende Zahlen:

- 200 Kunden hat ein Späti im Durchschnitt.
- 98 Flaschen Bier passen in einen typischen Späti-Kühlschrank.
- Zwei Pflanzen und drei Überwachungskameras hat ein gewöhnlicher Späti im Geschäft.
- Drei Jahre hängt ein Neueröffnungsschild im Durchschnitt in einem Späti-Schaufenster.
- Zehn Stunden beträgt die tägliche Durchschnittsarbeitszeit eines Späti-Händlers.
- 69 Prozent der von Christian Klier befragten Händler waren türkischer Herkunft.

„Im Grunde waren das kleine Lebensmittelgeschäfte, in denen man auch Dinge wie eine Zahnbürste bekam“, sagt Stefan Wolle. „Es gab Regale, ein bisschen Selbstbedienung, man legte die Waren in Einkaufskörbe und wenn man Glück hatte, saß gerade jemand an der Kasse.“

Dass er an einer Spätverkaufsstelle jemals eingekauft hätte, daran erinnert sich der Historiker nicht. Aber er sagt: „Man konnte sich dort abends relativ billig mit Bier und Schnaps versorgen, zumindest günstiger als in einem Restaurant.“ So weit, so ähnlich zu heute.

Wie viele Spätverkaufsstellen es in der DDR gab, ist schwer festzumachen. Doch Stefan Wolle findet auf seinem Computer eine Ausgabe der Tageszeitung „Neue Zeit“ von 1960, in der steht, dass es damals allein im damaligen Bezirk Mitte 89 Läden gab, die vor oder nach den üblichen Öffnungszeiten geöffnet hatten. Sie verkauften Lebensmittel und Industriewaren. Einer von ihnen machte erst um Mitternacht dicht.

Mit der Wende war Schluss mit dem staatlich organisierten Spätverkauf von Lebensmitteln. Doch tot ist das Geschäftsmodell Spätverkauf noch immer nicht. Aufhaben, wenn andere zuhaben, ergibt schließlich auch im Kapitalismus Sinn. 2017 wurde der „Späti“ im Duden verewigt. Diese Kurzform entwickelte sich wohl erst nach Wiedervereinigung.

Heute sind es oft Menschen mit Wurzeln in der Türkei, die Spätis betreiben. [Rund 1000 Stück](#) gibt es in der ganzen Stadt, viele von ihnen sind ein sozialer Treffpunkt.

Zum Politikum wird der Späti immer wieder – etwa, weil seine Öffnungszeiten laut dem Berliner Ladenschlussgesetz doch nicht so relativ sind, wie es in der Praxis oft scheint. Im Juli kündigte die Bezirksstadträtin für Ordnung und Öffentlichen Raum in Pankow, Manuela Anders-Granitzki (CDU), schließlich an, [gegen Tische und Stühle vor Spätis](#) vorzugehen. Zu viele hätten sich beschwert; es sei zu laut.

Doch schon regte sich Widerstand. Eingesessene Pankower Späti-Gänger:innen [sprachen von „Schikane“](#), weil die neue Regel ausschließlich für Spätis gelten soll, nicht für Bars und Restaurants. Der Vorsitzende der Interessenvertretung der Berliner Spätis, [Alper Baber](#), kündigte an: „Das akzeptieren wir nicht.“ Es bleibt also vielleicht alles so, wie es ist. Darauf ein Sterni. Prost!